

Hermann Hesse

von Michael Kleeborg

Die Bedingungen, unter denen diese Erzählung entstanden ist, hätten ungünstiger nicht sein können. Wir schreiben die ersten Januartage des Jahres 1919. Hermann Hesse sitzt alleine in dem großen, ungeheizten Haus ohne elektrisches Licht außerhalb von Bern, das er seit 1912 bewohnt, vor dem Scherbenhaufen seines Lebens und seiner Zeit.

Vor knapp drei Jahren ist sein Vater gestorben, Hesses geliebt-gehaßtes, bewundert-bekämpftes Überich. Er ist darüber zusammengebrochen, hat sich in psychoanalytische Behandlung begeben, damals noch eine avantgardistische Heilmethode, die von Therapeut wie von Patient Mut und Kreativität forderte.

Seit sechs Wochen ist der Weltkrieg zuende, Deutschland liegt darnieder. Hesse ist deutscher Staatsbürger. Während des Krieges hat er sich in der Gefangenenfürsorge aufgerieben. „Seit Monaten habe ich gar kein Privatleben mehr. Ich versorge die deutschen Gefangenen mit Lektüre und habe eine Menge von Arbeiten lernen müssen, die ich nie getan hatte. Mein Haus ist ein Bureau geworden, und meinen Garten kenne ich gar nicht mehr“, schreibt er 1916 an Romain Rolland, den die Weigerung, in die chauvinistischen Jubel- und Haßgesänge einzustimmen, während der Kriegsjahre in Frankreich in eine ähnlich bespuckte Außenseiterposition getrieben hat wie sie Hesse in Deutschland erdulden mußte.

Jetzt, Anfang Januar, in Berlin und München tobt die Revolution, kommt aus Württemberg eine Anfrage, wenn nicht sogar eine naßforsche Forderung an den eben noch als Vaterlandsverräter geschmähten Hesse, am Aufbau einer demokratischen Regierung mitzuarbeiten.

Seine Familie ist zerstört. Ohnehin hat den Neurotiker, den Hypochonder, den Egozentriker nur das Verantwortungsbewußtsein für seine drei Söhne in der bürgerlichen Existenz festgehalten. Jetzt aber hat seine Frau Mia Bernouilli aus dem großen Basler Mathematiker-geschlecht, seit Jahren depressiv und schwermütig, einen psychotischen Zusammenbruch gehabt. Im Oktober, auf einer Zugreise zurück vom Tessin, gemeinsam mit dem siebenjährigen, dem jüngsten Sohn Martin, seit einer Hirnhautentzündung vor zwei Jahren, die ihn an den Rand des Todes brachte, das Sorgenkind der Familie, begann sie, ihr Gepäck aus dem Fenster zu werfen, den Sohn anzuschreien und zu schlagen, an verschiedenen Bahnhöfen aus- dann wieder einzusteigen. Andert- halb Tage dauerte die keine 300 Kilometer weite Reise. Hesse schreibt Ende Oktober einem Freund: „Mia ist in eine schwere Psychose verfallen und mußte in großer Verwirrtheit und Alteration in ein Sanatorium gebracht werden.“ Am 3.11. 1918 fügt er in einem Brief an einen anderen Bekannten hinzu: „Um es kurz zu sagen: Seit acht Tagen ist meine Frau in einem Irrenhaus. Ich sehe mich mit Haushalt und drei Kindern völlig allein.“

Notdürftig und provisorisch bringt er seine drei Söhne, den dreizehnjährigen Bruno, den neunjährigen Heiner, den von den Ereignissen schockierten Martin, bei Bekannten unter. Er weiß, dieser Teil seiner Existenz ist an ein Ende gekommen. Was danach werden soll: Fragezeichen.

Im Bewußtsein, daß alles kaputt ist, was ein Menschenleben, ein Dichterleben im privaten wie im öffentlichen ausmacht, setzt er sich also an den Schreibtisch und beginnt die Erzählung „Kinderseele“ mit zwei kurzen Absätzen, abrupt einsetzend, in einem Allegro, das den Leser sozusagen im Vorbeirollen mit auf den Wagen hebt, ohne viel Umstände zu machen:

„Manchmal handeln wir, gehen aus und ein, tun dies und das, und es ist alles leicht, unbeschwert und gleichsam unverbindlich, es könnte scheinbar alles auch anders sein. Und manchmal, zu anderen Stunden, könnte nichts anders sein, ist nichts unverbindlich und leicht, und jeder Atemzug, den wir tun, ist von Gewalten bestimmt und schwer von Schicksal.“

Hesse schert sich nicht darum, einen Fiktionsraum aufzubauen, es geht um eine autobiografische Anekdote und ihre geistige Einordnung. „Als ich elf Jahre alt war, kam ich eines Tages von der Schule her nach Hause...“ geht es denn auch unvermittelt weiter, es lohnt aber, noch eine Sekunde bei dem ersten Satz zu verweilen, der Hesses unauffällige, daher oft nicht bemerkte Sprachkunst schön demonstriert, die die eines Lyrikers, eines Musikers ist. Die dialektische Situation wird eben nicht einfach zweimal im selben Stil repliziert, sondern gespiegelt wie der „Krebs“ in der Zwölftonmusik, in einer umgekehrten Reihenfolge der Adjektive und Betonungen. Liest man den Absatz laut, stellt man fest, man betont in der ersten Hälfte das Wort „leicht“, in der zweiten an denselben Stellen das Wort „nichts“. Das ist stilistische Feinstmechanik, kein Wort dürfte anderswo stehen, sonst griffen die Rädchen des Klangs nicht mehr ineinander.

Die Erzählung spielt an zwei Tagen, von Samstag morgen bis Sonntagabend und führt am konkreten Beispiel durch, was die Exposition apodiktisch festgestellt hat.

Der Knabe Hesse kommt von der Schule nach Hause, er spürt, es ist ein schlechter Tag, er sucht Trost und Führung, findet seinen Vater nicht, wühlt enttäuscht in dessen Sachen, entdeckt einen Ring getrockneter Feigen und entwendet ihn. Die Erinnyen der Gewissensqualen verfolgen ihn, er erwartet zitternd die Entdeckung der Missetat und die Bestrafung, er flieht in die Natur, kehrt wieder zurück. Nichts geschieht. Erst am nächsten Tag, als er es nicht mehr erwartet, kommt das Gericht, eine peinigende Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn, eine Spirale von Mißverständnissen und Sturheiten, guter Wille, der zur Folter wird, ein qualvolles Aneinandervorbeilieben, aus dem es keine Rettung gibt, keine geben kann.

Die auf den ersten Blick locker gebaute Geschichte läuft immer wieder auf emotionale Spannungshöhepunkte zu, auf Knotenpunkte, an denen der Autor sie plötzlich mittels eines analysierenden Wortes schürzt und festschnürt. Noch heute beschweren sich ja, ganz so als habe es Proust und Musil nie gegeben, manche Rezensenten über die angebliche „Unterbrechung“ eines

Erzählflusses durch Gedanken, durch die Zusammenfassung oder Brechung einer Schilderung in deren Analyse und Einordnung, also das, was Proust als „Herausdestillieren von Gesetzmäßigkeiten“ bezeichnet hat. Sie sagen dann immer, sie möchten lieber selbst darauf kommen, mittels der Narration, als sich vom Autor etwas erklären zu lassen. Das ist natürlich in zweierlei Hinsicht geistig zu kurz gesprungen: Erstens einmal kämen sie eben nicht selbst darauf, dazu mangelt es ihnen an Kenntnissen. Hesse hat sie, und setzt daher das Schlüsselwort dieses Textes: Angst.

„Wenn ich all die Gefühle und ihren qualvollen Widerstreit auf ein Grundgefühl zurückführen und mit einem einzigen Namen bezeichnen sollte, so wüßte ich kein anderes Wort als: Angst.“ Es ist dies aber nicht nur die Sündenangst eines Knaben in einem pietistischen Haushalt, es ist, weit darüber hinaus gehend, die Krankheit des 20. Jahrhunderts: die namenlose, die existentielle Angst, die hier evoziert wird, die Angst, die keinen Anlaß braucht.

Zweitens verkennt, wer sich Gedanken in der Literatur verbittet, auch die musikalische Rolle dieser intellektuellen Raffungen des Stoffs: Es sind nämlich auch retardierende Momente, Emotionsbremsen und -Filter, es sind Fermaten. Und Hesse, als wahrer Sprachmusiker der er ist, setzt die reflektierenden Passagen nicht nur ein, um das Narrative nicht ausufern zu lassen, sondern es mittels einer intellektuellen Konklusion zu steuern, er strukturiert, dirigiert seinen musikalischen Satz mit ihnen auch kontrapunktisch.

Zwei geniale Volten zeigen Hesse als Proust ebenbürtigen und verwandten Meister der jugendlichen Psychologie. Nach der Gewissenspein, der Flucht, als er mit dem abgründigen Wort „Es muß sein“ zurück ins Vaterhaus tritt und sich ins Unvermeidliche schickt, da geschieht: nichts. „Und nun“, schreibt er da, „und nun überkam mich ein furchtbares Gefühl von Enttäuschung.“ Aber er ist ein Kind, für das, wie sich noch herausstellen wird, die Zeit schneller vergeht als für die Erwachsenen. Und deshalb keimt plötzlich Hoffnung auf, daß seine Tat vielleicht überhaupt nicht mehr entdeckt werde. So schläft er ein. Und beim Aufwachen: „Vergessen hatte ich sie nicht, sie fiel mir schon am Morgen wieder ein, aber es war nun so lange her, die Schrecken waren ferngerückt und unwirklich geworden. Ich hatte gestern meine Schuld gebüßt, wenn auch nur durch Gewissensqualen.“

Genau in diesem Moment aber tritt der strafende Vater auf. „Ich haßte ihn, warum war er nicht gestern gekommen? Jetzt war ich auf nichts vorbereitet, hatte nichts bereit, nicht einmal Reue.“

Und so kommt es zur zweiten unerwarteten Volte. Meint der Leser, nun breche das Kind zusammen, beichte und gestehe, zeigt Hesse uns vielmehr ein weiteres, hilfloses Aufbäumen. Der Knabe leugnet standhaft ab, und nun zeigt sich, daß der Vater ebenso gefangen ist in seinen Verhaltensmustern wie das Kind, das gerade hier seine vielleicht größte Enttäuschung erlebt. Daß es sich selbst nicht aus seinen Verstrickungen befreien kann, ist eines, daß aber auch der Vater weder Großmut noch Einsicht besitzt, ist die wahre Katastrophe:

„Er wußte ja alles! Und er ließ mich tanzen, ließ mich meine nutzlosen Kapriolen vollführen, wie man eine gefangene Maus in der Drahtfalle tanzen läßt, ehe man sie ersäuft.“

„Warum mußte man, was man gar nicht wollte?“ schreibt Hesse an einer Stelle, und die Frage gilt für die Söhne wie für die Väter, sie gilt für alle.

Grandios ist der Kunstgriff zum Schluß. Als die Qual zwischen Vater und Sohn gar zu heillos wird, scheint Hesse es selbst nicht mehr auszuhalten und wirft den Satz hin: „Genug jetzt von dieser Geschichte!“, um dann noch eine Coda anzuhängen, deren scheinbar friedvolles Ende nur weitere Abgründe öffnet:

„Am Abend dieses traurigen Sonntags gelang es meinem Vater, kurz vor dem Schlafengehen mich noch zu einem kurzen Gespräch zu bringen, das uns versöhnte. Als ich im Bette lag, hatte ich die Gewißheit, daß er mir ganz und vollkommen verziehen habe – vollkommener als ich ihm.“

Nach dem Abschluß von „Kinderseele“ wickelt Hesse laufende Geschäfte ab, regelt die dauerhafte Unterbringung seiner Söhne und steigt im April in den Zug nach Lugano.

Diese kleine, in Zeiten höchster Bedrängnis verfaßte Erzählung ist in all ihrer ostentativen Beiläufigkeit – in ihrem Verzicht auf Fiktionalisierung, in der wegwerfenden Geste des Schlusses, die etwas skizzenhaftes vortäuscht -, ein Kunstwerk geworden, wie es auch den größten Kollegen Hesses höchstens ein- zweimal im Leben glückte. Das Chaos, der Kampf in der Seele jedes Heranwachsenden, die unentrinnbare Haßliebe zwischen den Generationen ist hier auf 30 Seiten in Vollendung geschildert und analysiert und für alle Zeiten gültig festgehalten. „Kinderseele“ ist für mich ein, wenn nicht der Gipfelpunkt deutscher Novellistik im zwanzigsten Jahrhundert.